



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenberg, Felix: Thomas Babington Macaulay

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Thomas Babington Macaulay

Von Felix Rosenberg



elsten ist einem Manne die Glücksgöttin so hold gewesen, noch feltner vielleicht so treu in ihrer Beständigkeit wie dem Historiker Thomas Babington Macaulay. Wer die beiden Bände seiner Briefe und Tagebücher (Life and Letters of Lord Macaulay, by his nephew George Otto Trevelyan, London, 1876) durchgelesen hat, wird die Empfindung haben, daß er das Leben eines Menschen an seinem geistigen Auge hat vorüberziehen sehen, der an der Stelle stand, wo er hingehörte, und bei dem äußere und innere Bedingungen zusammentrafen, seine Kräfte zu starker und harmonischer Wirkung zu bringen. Macaulay war sich auch immer bewußt, daß er zu den Bevorzugten dieser Erde gehörte. Von den vielen privaten Äußerungen, die das beweisen, will ich nur zwei herausgreifen. An seinem fünfzigsten Geburtstag, dem 25. Oktober 1850, schreibt er in sein Tagebuch: „Ich habe ein glückliches Leben geführt. Ich weiß nicht, ob einer, den ich in der Nähe betrachtet habe, glücklicher gewesen ist.“ Und sieben Jahre später, als ihn schon die Herzkrankheit ergriffen hatte, die ihn am 28. Dezember 1859 dahinraffte, finden wir in seinem Tagebuch die Worte: „Mein Geburtstag. 57. Ich habe ein nicht unangenehmes Jahr verlebt. Meine Gesundheit ist nicht gut, doch mein Kopf ist klar, und mein Herz ist warm. Ich erhalte viele Beweise von der guten Meinung der Welt. . . . Und was für mein Glück weit wichtiger ist als Reichtum, Titel, sogar als der Ruhm — die Meinigen [er versteht darunter die Familie seiner Schwester; er selbst war nicht verheiratet] sind gesund und glücklich und zu mir gütig und liebevoll.“

1

Schon die Schule, die Zacharias Macaulay, der Vater des Historikers, ein Freund von Wilberforce und mit diesem ein Führer im Kampf gegen den Sklavenhandel, für seinen Sohn aussuchte, erwies sich als die geeignete Stätte für Thomas. Es war eine Privatschule, die ein Pfarrer in der Nähe von Cambridge leitete. Wäre Thomas in Harrow oder Eton oder einer der andern großen public schools gewesen, so hätte er sich, lebhaft wie er von Natur war, dem Zuge, der auf diesen Schulen herrscht, nicht entzogen, und er hätte auch wie seine Kameraden den Ehrgeiz gehabt, sich auf dem Spielplatz auszuzeichnen. Aber dort in Little Shelford konnte er sein Schulleben fast

gänzlich unter Büchern verbringen. Hier finden wir bei ihm schon die Leidenschaft für das Lesen, die ihn sein ganzes Leben beherrschte. Denn welche Periode im Leben Macaulays wir auch betrachten mögen, seien es die Studentenjahre im Trinity College von Cambridge oder die Zeit, wo er ins Parlament eintrat, oder gar die Jahre 1834 bis 1838, wo er in Indien lebte, sei es auch die Zeit, wo er das Amt eines Ministers bekleidete, oder die, wo er sich zurückzog vom öffentlichen Leben, immer entnehmen wir aus seinen Tagebüchern und Briefen, daß für ihn das Wesentliche seines Lebens die Lektüre war und die Gedanken, zu denen sie ihn anregte. Als Vierzigjähriger schreibt er an eine kleine Lieblingsnichte, wie sehr er sich freue, daß sie Bücher gern habe, und wenn sie erst so alt sei wie er, dann werde sie auch finden, daß Bücher besser seien als alle Torten und Kuchen und Spielsachen. „Wenn mich jemand, so fährt er fort, zum größten König, der jemals gelebt hat, machen wollte, mit Schlössern und Gärten und feinen Tafelfreuden und Wein und Kutschen und schönen Gewändern und hundertten von Dienern, aber nur dann, wenn ich nicht Bücher läse, so möchte ich kein König sein. Ich würde lieber als armer Mann in einer Dachstube leben mit einer Menge Bücher als ein König sein, der nicht gern läse.“

Die Natur hatte ihm aber auch eine unschätzbare Gabe verliehen, die dieser Belesenheit erst ihren vollen Wert gab, und das war ein geradezu staunenswertes Gedächtnis. Man erzählt von ihm, er habe gesagt, wenn alle Exempulare von *Paradise Lost* und *Pilgrim's Progress* vom Erdboden verschwänden, so würde er es unternehmen, diese Dichtungen aus dem Gedächtnis wiederherzustellen. Sogar als er schon ein Mann von 57 Jahren war, hat diese Kraft bei ihm nicht wesentlich gelitten; im Oktober 1857 schreibt er: „Ich ging in der Halle auf und ab und lernte den schönen vierten Akt aus dem Kaufmann von Venedig auswendig. Es stehn 400 Verse darin, von denen ich 150 konnte. Ich bemaiserte das Ganze mit Einschluß der Profabriefe in zwei Stunden.“

Wir haben hiermit eine der Eigenschaften berührt, die Macaulays Stärke ausmachen: sein weit umfassendes und immer bereites Wissen. Es befähigte ihn, nicht nur über die Fragen zu sprechen, die seinem Wirkungs- und Studienkreise zunächst lagen, etwa die Probleme der englischen Politik in Indien; er konnte auch mit derselben Sicherheit über Petrarca und Dante, über Thukydides und Livius, über Molière und Pascal seine Ansichten äußern. Dieser reiche Schatz des Wissens bleibt bei ihm nicht als totes Gut vergraben; es ist rollendem Golde vergleichbar. Mit welcher Leichtigkeit er es ausgeben kann, zeigt sich auf jeder Seite seiner Essays und seiner History, im besondern da, wo er eine bestimmte Erscheinung in Parallele bringt mit andern, die ihr ähnlich sind. Will man dies an Beispielen erweisen, so muß man sich gewaltsam Beschränkung auferlegen, so schwer wird es, alle die treffenden Analogien beiseite zu schieben und nur einige herauszuheben.

In dem Essay über Hallams *Constitutional History* (1828) will Macaulay

klar machen, daß die Bestechungen, die Staatsmänner unter Karl II. vom Auslande annahmen, nicht als etwas so Schlimmes, so moralisch Verwerfliches anzusehen sind, wie es uns heute erscheint. Es war eine Zeit, wo die Parteileidenschaften gewaltig entfacht waren, und gegenüber dem politischen Gegner im Innern mußte oft der Landesfeind als Freund erscheinen. In Griechenland hing jeder an seiner Partei, nicht an dem Boden, dem er entsprossen war; die Aristokraten von Samos und Corcyra rufen die Lacedämonier ins Land, während die Demokraten in Athen zusehen. In dem Italien des dreizehnten und des vierzehnten Jahrhunderts ist man Ghibelline oder Welfe, bevor man Pisaner oder Florentiner ist. Die Protestanten Schottlands und Frankreichs wenden sich an die Königin Elisabeth; die katholische Liga brachte Spanier nach Frankreich. Die Republikaner aller Länder freuten sich der Siege der Franzosen über ihre eignen Landesgenossen, und die Fürsten und Adlichen Frankreichs brachten fremde Eroberer nach Paris.

Welchen hohen Standpunkt ihm sein Wissen bei der Besprechung des einzelnen Falles einzunehmen erlaubt, das zeigte sich auch in glänzender Weise in seiner berühmten ersten Rede über die Parlamentsreform vom 2. März 1831. Macaulay war in der vordersten Reihe derer, die die Reformschlacht auskämpften, und die es durchsetzten, daß man das Wahlrecht weiten Kreisen des Volkes, die es bisher nicht hatten, verlieh, und daß man es den sogenannten rotten boroughs entzog. Eindrucksvoll ist es, wenn er in der erwähnten Rede hinweist auf die Umwälzungen, die ihre Ursache in Erscheinungen finden, ähnlich denen, die damals in England herrschten: „Ein Teil des Gemeinwesens, der früher nicht in Betracht gekommen war, entwickelt sich und erstarkt. Er verlangt eine Stelle in dem Staatsbau, die angemessen ist, nicht der frühern Unbedeutendheit, sondern der gegenwärtigen Stärke. Wenn das gewährt wird, so ist alles in Ordnung. Wenn das aber verweigert wird, dann kommt der Kampf zum Ausbruch zwischen der jungen Thatkraft der einen Klasse und den alten Vorrechten einer andern. So war der Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern von Rom. So war der Kampf der italischen Bundesgenossen um die Zulassung zu den vollen Rechten römischer Bürger. So war der Kampf unsrer nordamerikanischen Kolonien gegen das Mutterland. So war der Kampf, den die Katholiken Irlands gegen die Glaubensaristokraten führten. So ist der Kampf, den die freien Schwarzen Jamaikas jetzt gegen die Aristokratie der Hautfarbe führen. So, schließlich, ist der Kampf, den die Mittelklassen Englands ausfechten gegen eine Aristokratie der bloßen Wohnstelle, gegen eine Aristokratie, deren leitender Grundgedanke darauf beruht, daß sie hundert betrunkene Stimmberechtigte [potwallopers, das ist wörtlich einer, der einen Topf kocht; dann (vor 1832) ein Wähler, der sich durch Aufenthalt in einem Wahlflecken das Stimmrecht erwarb dadurch, daß er auf eignen Herde für sich selbst kochte] an einem Orte oder den Besitzer eines verfallenen Schuppens an einem andern mit Machtvollkommenheiten ausstattet, die den Städten vorenthalten werden, die bis zu den entferntesten Teilen der

Welt berühmt sind wegen der Wunder ihres Reichthums und ihres Gewerbefleißes.“ (Speeches, London, 1854. S. 8 u. 9.)

Und ebenso glücklich und treffend sind seine zahlreichen Citate aus den Dichtungen aller Völker und Zeiten. Vieles hat er aus den orientalischen Märchen genommen. So vergleicht er die Macht Shakespeares, uns in drei Stunden das Aufsteigen und Sinken eines Lebensschicksals mitempfinden zu lassen, mit der magischen Kraft des Derwishes, der die Ereignisse von sieben Jahren in den einzigen Augenblick legte, wo der König seinen Kopf unter das Wasser tauchte. (Essay über Dryden, Albany Edition 7, 135.) Um deutlich zu machen, wie es kam, daß Byron, der eben noch der Abgott der Londoner Gesellschaft war, von verleumderischer Schmähsucht gezwungen wurde, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren, vergleicht er die Neigung der Menge mit der Liebe der orientalischen Zauberin, die, wenn die vierzig Tage ihrer Zärtlichkeit vorüber sind, die Liebhaber nicht nur entläßt, sondern auch durch Verwandlung in häßliche Gestalten dafür bestraft, daß sie ihr einst zu sehr gefielen. Wollte man eine Liste aufstellen der Dichter, auf die Macaulay an irgend einer Stelle seiner Werke hingewiesen hat, so würde kaum einer der Großen fehlen, und gar viele der *dii minorum gentium* würden ihren Platz auf ihr finden. Homer und Aristophanes, Dante und Ariost, Spenser und Shakespeare, Fielding und Sterne, Molière und Pascal, Goethe, Schiller und Bürger, sie alle tragen dazu bei, der Darstellung Macaulays eine gesteigerte Wirkung zu geben.

Seine Ansicht über die Wertlosigkeit der Übersetzungen Homers von Pope und Tickell, die zu gleicher Zeit erschienen, konnte er nicht witziger darthun, als daß er für diese Arbeiten das Wort „Übersetzung“ nur in dem Sinne aufgefaßt haben wollte, wie es im Sommernachtstraum gebraucht ist. Als Zettel mit einem Eselskopf erscheint, ruft Peter Squenz aus: Bless thee! Bottom, bless thee! thou art translated. In diesem Sinne könnten die Leser von Pope oder Tickell auch sagen: Bless thee! Homer, thou art translated indeed. — Die Schwäche des Grafen d'Avauz, des französischen Gesandten, der Jakob II. nach Irland begleitet, macht Macaulay deutlich, indem er auf einen Charakter Molières hinweist. D'Avauz war bürgerlicher Abkunft und schmachtete armselig nach höhern Adelsgraden. „So fähig, erfahren und gebildet er auch war, so stand er doch unter dem Einflusse dieser geistigen Krankheit und stieg zuweilen auf die Stufe eines Molièreschen Jourdain hinab; dann belustigte er boshafte Beobachter mit Szenen, die fast so vielen Lachstoff boten wie die, in der der ehrliche Tuchmacher zum Mamamouchi gemacht wird.“

Aber gegen ein Buch tritt bei ihm alles zurück, was die Dichter — und wäre es ein Shakespeare — geschaffen haben, das ist die Bibel. Die englische Bibel nennt er einmal ein Buch, das, wenn auch alles sonst im Englischen verloren ginge, allein genügen würde, alle Schönheit und Kraft dieser Sprache zu zeigen. (Dryden, Albany Edition 7, 133.) Mit der Bibel war er so vertraut, daß er Spanisch, Portugiesisch und später auch Deutsch lernte, indem

er mit ihr begann, ohne ein Lexikon zu gebrauchen. Nachahmungen der Bibelsprache finden sich sogar in seinem Tagebuche. Er kauft im Februar 1839 das Buch des jungen Gladstone, *On Church and State*. Gladstone war damals noch sein politischer Gegner, und Macaulay freut sich, Veranlassung zu haben, gegen ihn vorzugehen. In welcher Form drückt er diese Freude aus? Wir finden unter dem 13. Februar dieses Jahres: „Ich las im Gehr ein ziemliches Stück aus Gladstones Buch. Der Herr hat ihn in unsre Hand geliefert.“ In den Werken, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, hat er sehr häufig die Sprache der Bibel nachgeahmt oder durch Anspielung auf sie seine Meinung zu verdeutlichen gesucht. Wie er das Italien Machiavellis beschreibt, das von fremden Eroberern schon durchzogen wird, aber noch nicht geistig geknechtet ist, da sagt er mit Nachahmung der Psalmsprache: „Die Zeit war noch nicht da . . . wo die Harfe des Dichters an die Weiden des Arno gehängt werden und die Rechte des Malers ihre Kunst vergessen mußte.“ Und um anzudeuten, wie die Bewohner Indiens zu einer gewissen Zeit unter dem Ausfaugungssystem der Ostindischen Gesellschaft mehr zu leiden hatten als unter ihren eingebornen Fürsten, ahmt er das Bild nach, das Rehabeam im ersten Buche der Könige (1. Kön. 12, 10) nach dem Rate der Zungen seinem Volke gegenüber gebrauchen soll. Es heißt in dem Aufsatz über Lord Clive: „Sie fanden den kleinen Finger der Gesellschaft dicker als die Lenden Surajah Dowlahs.“ — Ein andres Beispiel zeigt, mit wie gewichtigen Gründen ihn seine Bibelfestigkeit auch im Parlament versehen konnte. Die Reformbill war zum erstenmal vom Oberhaus abgelehnt worden; man fürchtete, daß Unruhen im Lande ausbrechen würden. In der Sitzung, die zwei Tage nach der Abweisung der Bill von den Lords im Unterhause abgehalten wurde, unterstützt Macaulay den Antrag eines politischen Freundes, den Ministern ein Vertrauensvotum auszusprechen. Das Unterhaus, meint er, müsse die Führung in der Beruhigung der Gemüther übernehmen und klar machen, daß die Wünsche des Volks nur aufgeschoben, nicht aufgehoben seien. Sonst werde die Hefe der menschlichen Gesellschaft an das Tageslicht kommen und Schrecken überall verbreiten: „Die ganze Geschichte derer, die einen schändlichen Handel mit dem Aufruhr treiben, ist enthalten in der schönen alten hebräischen Fabel, die wir alle in dem Buch der Richter gelesen haben. Die Bäume versammeln sich, daß sie einen König wählen. Der Weinstock und der Feigenbaum und der Ölbaum nehmen das Amt nicht an. Da fällt die Herrschaft über den Wald auf den Dornbusch: und da geht von einem niedern und schädlichen Strauch das Feuer aus, das die Cedern Libanons verzehrt. Laßt uns davon lernen!“

2

Unzweifelhaft kann aber jemand noch weit belesener und gelehrter sein als Macaulay, ohne daß das umfassendere Wissen ihm auch nur annähernd solche Früchte bringt, wie dem englischen Historiker. Es gehört eben dazu, daß man ein so scharfes Auge hat wie er und so wunderbar schnell Ähnlich-

keiten aller Art entdeckt. Diese Quelle seiner Kraft wird aber noch verstärkt durch eine glückliche Fügung seines Schicksals: Macaulay hat nicht nur Geschichte geschrieben, er hat auch Geschichte gemacht. Gibbon sagt einmal, er verdanke seinen Erfolg als Historiker zum Teil den Beobachtungen, die er als Offizier im Bürgerheer (in der Miliz) und als Mitglied des Unterhauses gemacht habe. Macaulay bemerkt dazu, daß Gibbon darin vollkommen Recht habe; hätte Gibbon die Zeit, die er auf der Parade oder im Parlament zubachte, auf der Bodleiana in Oxford gegessen, so hätte er wohl einige Ungenauigkeiten vermieden, aber er hätte nie eine so lebendige Schilderung entwerfen können von dem Hofe, dem Lager und dem Senatshause.

Diesen Vorteil genoß auch Macaulay. Er trat 1830 in das Parlament ein, und er hatte gleich Gelegenheit, an dem bedeutendsten Gesetze mitzuarbeiten, das während des neunzehnten Jahrhunderts das englische Parlament beschäftigte: an der Parlamentsreform. Zwar hat er die Beschreibung dieser Periode nicht einbezogen in sein Geschichtswerk, er hatte nur die Absicht, es zu thun. Er wollte die Ereignisse von 1688 bis 1832 behandeln, um, wie er sich im Jahre 1838 in einem Briefe an Napier ausdrückte, „die Umwälzung, die die Krone mit dem Parlament in Einklang brachte, zu beenden mit der Umwälzung, die das Parlament mit dem Volke in Einklang brachte.“ Aber diese Thätigkeit im Parlament — und das ist für seine Wirksamkeit als historischer Schriftsteller wichtig — hat ihn in den Stand gesetzt, „den verborgnen Mechanismus kennen zu lernen, durch den die Parteien zum Handeln bestimmt werden,“ zu sehen, wie die öffentliche Meinung hindernd oder fördernd für die Regierung ist, und zu beobachten, wie die Gunst oder Ungunst der Zeiten das politische Schicksal der Parteien bestimmt.

Allerdings ist dieser Einfluß seiner Parlamentsthätigkeit auf sein Schaffen als Historiker nicht immer vorteilhaft gewesen; nach einer Richtung hin ist eine ungünstige Wirkung sicherlich festzustellen. Die Weiterschweifigkeit und Breite, unter der seine Darstellung fast immer da leidet, wo Verhandlungen des Unterhauses berichtet werden, rührt nicht zum wenigsten daher, daß er sich in seinem lebhaften Interesse für die Körperschaft, der er selbst angehörte, von der Wichtigkeit der einzelnen Sitzungen eine übertriebene Vorstellung machte. Es hat an manchen Stellen den Anschein, als ob er sich von der Schilderung der Sitzungen des Parlaments gar nicht losreißen könne. Zuweilen hält er sogar Zwischenrufe und persönliche Bemerkungen für wert, sorgfältig von der Nachwelt beachtet zu werden.

Und auch das kann man vielleicht als eine ungünstige Wirkung dieser Lebensperiode ansehen, daß sich der Mann der politischen Debatte bei Macaulay öfter hören läßt, als es die strenge historische Darstellung eigentlich erlaubt. Von der Geschichte Jakobs II., die der berühmte Parlamentarier Fox geschrieben hat, sagt Macaulay, es scheine, als ob sich der Verfasser vorstelle, einer Versammlung gegenüber zu stehn, und daß er vor ihr eine Verteidigung der Stuarts zerpflücke, die eben von einem Tory vorgebracht sei. Diese Form

der Darstellung finden wir auch bei Macaulay selbst. Wenn Thukydides den Hauptpersonen seiner Geschichte Reden in den Mund legt, um ihre Gesinnungen und die Triebfeder ihres Handelns anschaulich zu machen, so verfährt der englische Historiker in ähnlicher Weise; nur die Form ist eigentlich anders und zeigt die wesentlichen Züge der politischen Debatte. Statt der Reden finden wir lange, eifernde und lebhafte Erörterungen, in denen Macaulay die verschiedenen Parteien ihren Standpunkt einer Streitfrage gegenüber vertreten läßt; und er thut das fast nie, ohne nicht auch seine eigne Ansicht zu begründen. Ein sehr bezeichnendes Beispiel dafür ist die Auseinandersetzung in Kapitel 14 seiner Geschichte über die Spaltung in der hochkirchlichen Partei, die über die Frage entstanden war, ob Wilhelm III. der Treueid zu leisten sei oder nicht.

Macaulay blieb aber nicht einfaches Mitglied des Unterhauses, er hatte 1839 bis 1841 Sitz und Stimme im Kabinett, und 1846 bis 1847 war er Paymaster General of the Army. Diese Zeit war nicht verloren für den Historiker. So manches Wort seiner Essays und seiner History wäre nicht oder wäre anders geschrieben worden, wäre er nicht auch einmal einer der Machthaber gewesen. Ich rechne dazu z. B. die feine Auseinandersetzung darüber, welche Gründe wohl Bute, den Minister und Liebling Georgs III., im Jahre 1763 bestimmt haben, von seinem Amt zurückzutreten. Dieser Rücktritt war allen überraschend gekommen, und zwanzig verschiedene Erklärungen für diesen seltsamen Schritt wurden angegeben. Macaulay äußert sich so darüber: „Die Wahrscheinlichkeit ist, daß Butes Verhalten bei dieser Gelegenheit wie das der meisten Menschen in den meisten Fällen von verschiedenartigen Beweggründen zugleich bestimmt wurde. Wir vermuten, daß er seines Amtes überdrüssig war; denn dies ist ein Gefühl, das bei Ministern weit häufiger ist als Leute, die die Amtswelt nur von weitem sehen, zu glauben geneigt sind; und nichts konnte natürlicher sein, als daß sich dieses Gefühl Butes bemächtigte.“ Er setzt dann auseinander, wie der Staatsmann im allgemeinen den Ministerposten allmählich erklimmt, und zu der Zeit, wo der höchste Punkt erreicht wird, hat er sich an Mühen und Schmähungen längst gewöhnt. Er bleibt bei seinem Beruf als Staatsmann trotz aller Unannehmlichkeiten, anfangs wegen der Hoffnung auf die Erhöhung und schließlich aus Gewohnheit. Es war anders mit Bute. An dem Tage, an dem er Politiker wurde, wurde er auch Minister und einige Monate später sogar Premierminister. „Kein Trugbild blieb, das ihn weiterlocken konnte. Er hatte sich übersättigt mit den Freuden, die der Ehrgeiz gewährt, bevor er reif geworden war für die Schmerzen, die er bringt. Er hatte sein achtundvierzigstes Jahr in würdevoller Behaglichkeit erreicht, ohne aus persönlicher Erfahrung zu wissen, was es heißt, verhöhnt und verlästert zu werden.“ (Earl of Chatham, Essays 5, 209 ff.)

Nicht zum wenigsten aber hat diese Thätigkeit im Parlament, im indischen Staatsrat und im Kabinett dazu beigetragen, die Anschauungen des Politikers Macaulay zu festigen, zu klären und seinen Gesichtskreis zu erweitern. Ver-

suchen wir aus seinen Werken herauszuschälen, was sich in ihnen von seinen persönlichen Ansichten über sein Vaterland und die Kunst, es zu regieren, findet. Macaulay ist vor allem mit Leib und Seele Engländer. Er sagt einmal von Livius (*Essay on History*, Albany Edition 7, 193): „Es hat nicht den Anschein, als ob er dächte, daß irgend ein Land außer Rom Liebe verdiene.“ Wenn wir für Rom England setzen, so können wir dasselbe von Macaulay sagen. Mit einem Hochgefühl ohne gleichen stellt er den berühmtesten Einrichtungen und den glänzendsten Namen des klassischen Altertums die vertrauten heimischen gegenüber. Der Senat ist ihm nicht ein so ehrwürdiger Name wie das Parlament, die Magna Charta steht ihm höher als Solons Gesetze; das Kapitol und das Forum machen auf ihn einen geringern Eindruck als die Westminsterhalle und die Westminsterabtei, der Ort, wo die großen Männer von zwanzig Generationen gestritten haben, und der Ort, wo sie zusammen ruhn! Die Art, wie Algernon Sidney und Lord Russell starben, sei edler zu nennen als die der Römer Thraseas und Cato. Sogar die Teile der englischen Geschichte, über die man aus manchen Gründen gern einen Schleier werfen würde, könnten stolz denen gegenüber gestellt werden, auf denen die Verehrer des Altertums so gern verweilen. Und indem er den Kontrast zwischen der Ermordung Cäsars und der Hinrichtung Karls I. darlegen will, fährt er fort: „Der Feind der englischen Freiheit wurde nicht ermordet von Leuten, die er begnadigt und mit Wohlthaten überhäuft hatte. Ihm wurde nicht der Dolch in den Rücken gestoßen von denen, die vor ihm freundlich thaten und ihm schmeichelten. Er wurde auf Schlachtfeldern besiegt, er wurde vor Gericht gebracht, verurteilt und hingerichtet im Angesicht des Himmels und der Erde. Unfre Freiheit ist weder griechisch noch römisch, sondern durchaus englisch“ (*History* 7, 189). Es wird darum auch erklärlich scheinen, daß er überall da, wo es sich um nationale Interessen handelt, außerordentlich milde in der Beurteilung ist. Gegenüber solcher Milde erscheint dann die Strenge, die er z. B. in der Beurteilung der Ansprüche Friedrichs des Großen auf Schlessien übt, in hohem Grade lächerlich.

Wenn er die Vergangenheit Englands mit solcher Freude betrachtete, so war es nicht deshalb, weil sie etwa im Gegensatz zu einer unerfreulichen Gegenwart stand — ein solches Gefühl beherrschte unsre Romantiker im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Er versenkte sich vielmehr so liebevoll in vergangene Zeiten, weil sie zur Gegenwart geführt hatten. In der Besprechung der *History of the Revolution* von Sir James Mackintosh heißt es: „Uns, wollen wir nur gestehn, ist nichts so interessant und erfreulich, als die Stufenleiter zu betrachten, auf der das England des Domesdaybuchs, das England der Feuer- und Forstgesetze, das England der Kreuzfahrer, Mönche, Schulmänner, Astrologen, Leibeignen und Banditen das England wurde, das wir kennen und lieben, der klassische Boden der Freiheit und Weltweisheit, die Schule aller Erkenntnis, der Markt für jeden Handel.“

Der englische gentleman vereinigt nach Macaulay alle Tugenden in sich.

Selbst die Männer, an denen er sonst so viel auszusetzen hat, rettet ihr Charakter als Engländer vor dem völligen Verdammungsurteil. Die hohe Gesellschaft zur Zeit der Restauration war nach ihm bis ins Innerste verderbt, aber am Tage der Schlacht zeigten sie den Mut, which is seldom wanting in an English gentleman. In beweglichen Worten berichtet Macaulay von dem Justizmorde, der an dem Hindu Kuncomar begangen wird. An dem Tage vor der Hinrichtung sucht ihn der Sheriff auf und zeigt damit the humanity which is seldom wanting in an English gentleman. Und mit nationalem Stolz vergleicht er die ehrenfesten alten Kavaliere mit den Werkzeugen, die andre Despoten benutzen müssen, den Thürhütern, die sich in ihren Vorzimmern drängen, und den Janitscharen, die an ihren Thoren Wache halten. Um so vollere Afforde schlägt er an, wenn er von seinen Landesgenossen im allgemeinen, nicht von einzelnen Sündern, spricht. Ein Volk wie die Engländer, sagt er einmal, könne nicht lange unterdrückt werden; denn es seien Männer, deren Erziehung und deren Sitten so seien, daß sie sich überall über die Masse derer erhoben, mit denen sie sich vermischt, so sicher, wie Öl im Wasser aufsteige, Männer von solcher Selbstbeherrschung, daß ihre wildesten Ausschreitungen den Charakter des Ernstes von Gerichtsverhandlungen und der Feierlichkeit religiöser Andachtsübungen annähmen, Männer, deren nationaler Stolz und deren Anhänglichkeit aneinander sprichwörtlich geworden seien, und deren hochfahrender Sinn ihnen in jahrhundertlangem Kampfe ihre Unabhängigkeit reichern und mächtigeren Nachbarn gegenüber gewahrt habe.

Dieses Land seiner Geburt ist auch deshalb für ihn das Land seines Ideals, weil es, mehr als man sonstwo gesehen habe, mehr als man hätte hoffen können, die Segnungen der Freiheit mit denen der Ordnung verbinde. In der *History of England* (5, 113) sagt er einmal: „Freiheit und Ordnung sind zwei der größten Segnungen, deren sich eine menschliche Gesellschaft erfreuen kann: und wenn es das Unglück einmal will, daß sie miteinander nicht vereint werden können, so ist man denen Nachsicht schuldig, die eine von beiden Seiten wählen.“ Freiheit und Ordnung, oder vielmehr die Verbindung beider, ist immer sein Ausgangspunkt für die Beurteilung eines gut regierten Staats gewesen. So teilt er auch die Gegner des Reformgesetzes ein in zwei Klassen: the friends of corruption and the sowers of sedition. Es ist nach ihm eine Verbindung between those who hate all liberty and those who hate all order. Aber Macaulay stützt sich vertrauensvoll auf eine dritte Partei, die mächtiger ist als die beiden zusammen genommen: „Diese Partei ist die Mittelklasse von England, mit der Blüte der Aristokratie an ihrer Spitze und der Blüte der arbeitenden Klassen in ihrer Nachhut. Diese große Partei hat ihre unbewegliche Stellung eingenommen zwischen den Feinden jeder Ordnung und den Feinden jeder Freiheit.“ (*Speeches*, S. 76.)

Es ist jedoch unzweifelhaft, daß sein Haß besonders gegen die Feinde der Freiheit gerichtet war. Männer, die längst im Grabe moderten, behandelt er zuweilen wie persönliche Gegner, und er drückt seine Freude aus über das

Mißgeschick, das sie getroffen hat. Beim Besprechen der Ereignisse des Novembers 1640 gesteht er in dem Essay über Hampden, es sei nicht leicht, die Kränkungen und Demütigungen, die der Tyrann — Karl I. ist gemeint — jetzt zu erdulden hatte, zu berichten without a feeling of vindictive pleasure. Und dieselbe Wendung braucht er auch in seiner Geschichte, in der er sich sonst viel zurückhaltender mit seiner persönlichen Teilnahme an dem Berichteten zeigt, als in den Essays. Von der Festnahme des Oberrichters Jeffreys, der das Werkzeug Jakobs II. bei so vielen Justizmorden gewesen war, spricht er als von einem Ereignis which, even at this distance of time can hardly be related without a feeling of vindictive pleasure.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der religiösen Gärung. Unzählige edle Geister arbeiten daran, das religiöse Bedürfnis mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein zu versöhnen und eine neue Kirchenform zu finden, die den Massen und den Hochgebildeten gleichermaßen genügen könnte. Zu den besten Schriften dieser Art gehört Der Weg zu Gott für unser Geschlecht von Dr. Adolf Bolliger, den wir im dritten Bande des Jahrgangs 1899, Seite 238 empfohlen haben. Wenn man auch nicht in dem Grade wie er der Entwicklungstheorie huldigt und über den Gang der Entwicklung der Menschheit, die seiner Ansicht nach zum Gottesreich führt, weniger optimistisch denkt, so bleibt doch seine Hauptleistung: daß er Gottes Walten in Natur und Menschheit sozusagen evident macht, unanfechtbar. Und in der vorliegenden zweiten, neu bearbeiteten Auflage des Buchs (Frauenseld, J. Huber, 1900) wirken seine Erfahrungsbeweise noch stärker. Bei der großen Zahl verwandter Erscheinungen darf man als das vorläufige Ergebnis der Gärung bezeichnen: Die Gefahr, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu drohen schien, daß die Wissenschaft den Glauben unmöglich machen, und die Masse der Gebildeten dem Atheismus verfallen werde, ist vorüber; wir sind zu den Anschauungen der rationalistischen Theisten des achtzehnten Jahrhunderts zurückgekehrt, die wir mit den wissenschaftlichen Errungenschaften des neunzehnten bereichern und ausgestalten. Es entspricht diesem Stande der Dinge, daß auch ältere Schriften dieser Richtung wieder Beachtung finden. So ist (bei Leopold Voß, Hamburg und Leipzig, 1900) eine neue, die vierte Auflage des Büchleins vom Leben nach dem Tode erschienen, das Gustav Theodor Fechner 1836 unter dem Pseudonym Mises veröffentlicht hat. Für Fechner ist das Jenseits eine naturwissenschaftlich erwiesene Thatsache: das Sterben entspricht dem Geborenwerden; der Leib ist für den Geist, was die Placenta für den Embryo, und muß deshalb selbstverständlich, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat, bei der zweiten Geburt, der Geburt des Geistes, zerfallen.

Sind wir also in Beziehung auf Gott, Weltregierung und Unsterblichkeit so ziemlich im reinen, so ist dafür die Verwirrung auf dem Gebiete der Christologie und der Lehre von der Kirche und der Erlösung desto ärger. Die Orthodoxen